



Prof. Dr. Josef Fellsches

**Projekt Philosophieren im Altenzentrum Stammhaus Kaiserswerth  
„Hast du dafür Worte?“ Miteinander weiterdenken**

**Fünfter Bericht**

**3. März 2010**

Dieser Bericht ist die Fortsetzung der Berichte vom 26. Juni 2006, 4. Juni 2007, 17. Juni 2008 und 2. September 2009, auf die hiermit verwiesen wird. Alle Berichte können elektronisch aus [http://aufquivive.net/freizeit/philosophieren\\_im\\_altenzentrum.html](http://aufquivive.net/freizeit/philosophieren_im_altenzentrum.html) heruntergeladen werden.

„Im Spätsommer sehen wir uns wieder, am 7. September 2009“, so schloss die Runde vom 15. Juni 2009 und so auch der vierte Bericht. Am **7. September 2009** eröffneten wir die Saison erneut mit einem Kästner-Gedicht: mit Der September aus Kästners Monatszyklus. Wir hatten ja längst herausgefunden, dass Erich Kästner höchst geeignet ist, uns zum Philosophieren anzuregen. Nicht nur mit seinen Gedichten aus der Lyrischen Hausapotheke, auch mit den Monatsgedichten, die wir im Laufe des Jahres alle durchnehmen wollten. Heute also freuten wir uns an Erich Kästners lyrischen Bildern für den Abschied vom Sommer. „Das ist ein Abschied mit Standarten aus Pflaumenblau und Apfelgrün. .... mit Posaunen .... mit Gerüchen aus einer fast vergessenen Welt.“ Und im Anblick der Karussells, die sich im Kreise drehen, kommt der Schlussvers, der sich sicherlich nicht nur auf die Figuren des Karussells bezieht: „Und was vorüber schien, beginnt.“ Die zweite Hälfte unserer Runde füllten wir mit Gedanken zum Thema „Erinnern, Gedenken, Vergessen“. Wir unterschieden Erinnern von Gedenken, sahen auch einen Unterschied zwischen dem Tun und den Substantiven (Dingwörtern) „Erinnerung“ und „Gedächtnis“, zählten für alles Beispiele auf und fragten schließlich danach, wozu das Vergessen gut sei, was man wohl getrost vergessen könnte oder gar sollte.

Am **21. September 2009** setzten wir dieses Thema fort. „Gedenken“ sei ein Bedürfnis und zugleich öffentlich wichtig, der eigene Verlust der Heimat zum Beispiel erfordere zugleich ein öffentliches Gedenken. Es gehe um die Wurzeln des Einzelnen und der Gemeinschaft. Weitere Gedenktage wurden genannt, der Bendlerblock in Berlin wurde ins Gespräch gebracht. Es gehe um Verehrung, auch Kult, und Totenkult, bis zur vierten Generation oder auf immer oder bis zum Jüngsten Tag (Beispiel: jüdischer Friedhof).

Zu „Vergessen“ wurde auf die abwinkende Bewegung und das begleitende Wort „Vergiss es!“ aufmerksam gemacht. Vergessen wurde aber auch ins Verhältnis zu Verzeihen und Vergeben gesetzt. Auch als Befreiung wurde Vergessen betrachtet. Unrecht dürfe nicht vergessen werden, wohl vergeben, es müssten Lehren daraus gezogen werden. Auch das Vergessen als Vergesslichkeit wurde angesprochen, das Gedächtnis in seinen Formen (Ultra-Kurzzeit-, Kurzzeit- und Langzeit-Gedächtnis).

**5. Oktober 2009:** Der neue Monat wurde mit dem Kästner-Gedicht „Der Oktober“ eröffnet. „Fröstelnd geht die Zeit spazieren. Was vorüber schien, beginnt.“ Da ist der Vers wieder, der vom September, am Ende des Gedichtes im Blick auf das Karussell. Nun ist es also ganz klar, dass sich der Vers nicht nur auf die Fahrzeuge und Reittiere des Karussells bezieht. Es ist auch nicht von einer Rundfahrt die Rede, sondern vom Weg. „Geh nur weiter, bleib nicht stehen. Kehr nicht um, als sei’s zuviel. Hadre nicht mit den Alleen. Ist der Weg denn schuld am Ziel.“ Rosen, Wiesen, Bäume, Blumen kommen in ihrer Herbstlichkeit zu Wort.“ Und dann: „Blätter tanzen sterbensheiter ihre letzten Menuetts.“ Sterbensheiter. Das Wort hatte noch niemand gehört. Eine echte Kästner-Schöpfung. Können wir es auch auf uns beziehen? Ja, das erschien nicht unmöglich. Und am Ende wird es immer tiefgründiger. „Nebel zaubern in der Lichtung eine Welt des Ungefährs. Raum wird Traum. Und Rausch wird Dichtung. Folg der Zeit. Sie weiß die Richtung. ‚Stirb und werde!‘ nannte er’s.“ Zeile für Zeile war auf die Lebenssituation übertragbar. „Er“ wurde natürlich erkannt, einige erinnerten sich auch an die Verse Goethes, der Moderator hatte das Gedicht „Selige Sehnsucht“ mitgebracht und las es vor, nun hatten wir viel zu besprechen.

Am **2. November 2009** ging es mit Kästners Gedicht „Der November“ weiter, da war anzunehmen, dass es ein passender Anschluss an unsere Oktoberrunde wäre. Das bestätigte sich Vers für Vers. „Ach, dieser Monat trägt den Trauerflor ...“. In der Form „Und der November trägt den Trauerflor“ kehrt der Vers noch dreimal wieder, beim Vorlesen des Moderators intonierten einige den Vers schon im Chor. Der Friedhof, die Kränze, die Toten kommen zur Sprache. Lange beschäftigte uns der Vers „Was man besaß, weiß man, wenn man’s verlor“, und zwar mit Zustimmung. Auffällig wurde Kästners Wechsel zwischen ganz alltäglichen Feststellungen und tiefen Sprüchen. „Es regnet, Freunde, und der Rest ist Schweigen“. Hier also ein Zitat aus Shakespeares Hamlet, als Verbindung zur Wetterwitterung das verbindende „Freunde“. Als solche versuchten wir, das Wort „der Rest ist Schweigen“ zu enträtseln. Und „Hast du dafür Worte?“ – der Titel unseres Philosophierens im Altenzentrum – musste genannt werden, als es um den vorletzten Vers ging: „Wer noch nicht starb, dem steht es noch bevor.“ Wie kann Erich Kästner nur, der große Dichter, einen solch banalen Satz sagen? Oder steckt doch etwas dahinter? Das sollte uns beim nächsten Mal beschäftigen.

**16. November 2009:** Das Gedicht wurde also noch einmal vorgetragen, und wir nahmen uns diesen

Vers vor: „Wer noch nicht starb, dem steht es noch bevor.“ Eine banale Aussage – oder doch nur eine scheinbar banale Aussage? Auch banale Aussagen können in einem bestimmten Kontext sehr sprechend werden. Hier erhält der Satz so eine Leichtigkeit. Wovon viele ungern sprechen, das Tabu, wirkt in dieser Feststellung geradezu witzig. Hier scheint ein Clown oder der ebenso hintergründige Narr zu sprechen. Woher diese Leichtigkeit. Da fällt uns das Wort aus dem Oktobergedicht wieder ein: sterbensheiter. „Blätter tanzen sterbensheiter ihre letzten Menuetts.“ Und wir hatten ja überlegt, ob wir das Wort „sterbensheiter“ auf uns selbst übertragen könnten. Andere Wörter wurden gefunden, die viel häufiger im Zusammenhang mit dem Sterben gebraucht werden und auch im übertragenen Sinne: todernst, todtraurig. Wir betrachteten die Redewendung „das steht mir noch bevor“ ganz genau. Sie ist das Gegenstück zu „das habe ich schon hinter mir“. „Das“ meint immer etwas Bestimmtes, das mich und andere betrifft, es widerfährt uns. Es meint etwas Erwartetes, das man *erleben* wird. Das war ein wichtiges Stichwort: erleben. Du wirst es noch erleben. Kästner lenkt den Blick weg vom Tod, der oft so personifiziert gedacht und dargestellt wird, hin auf etwas, das erlebt wird oder doch erlebt werden kann. Sterben ist ein einzigartiges Erleben, ein Finale, das jedem noch bevorsteht, der es noch nicht erlebt hat. Und noch etwas fiel auf. Die Formel „wer noch nicht, dem ...“, betrifft etwas ganz Allgemeines, es gilt generell für alle. Darin sind sich alle gleich.

Am **30. November 2009** griffen wir vor, nämlich auf Kästners Dezember-Gedicht, weil für die Runde im Dezember ein Vorschlag aufgegriffen werden sollte, den eine Teilnehmerin gemacht hatte: Kästners Geschichte „Sechsendvierzig Heiligabend“ vorzulesen. Heute aber „Der Dezember“. „Das Jahr wird alt. Hat dünne Haar. Ist gar nicht sehr gesund. Kennt seinen letzten Tag, das Jahr. Kennt gar die letzte Stund.“ Da haben wir sie wieder: Kästners hintergründige Deutung so selbstverständlicher Dinge. In der dritten Strophe wird es mit dieser Methode, jedenfalls mit ganz schlichten Sätzen hoch philosophisch. „Nichts bleibt. Und nichts vergeht. Ist alles Wahn. Hat alles Sinn. Nützt nichts, dass man’s versteht.“ Oh, damit haben wir uns lange beschäftigt – und zu jedem kleinen Satz etwas zu sagen gewusst, Worte gehabt und Bestätigung gefunden. – Ähnlich hintergründig ist vom Nikolaus die Rede, vom Kindertraum und goldengrünen Baum und davon, dass man den Weihnachtsmann gespielt hat und nun nicht mehr an ihn glaubt. „Hast nun den Weihnachtsmann gespielt“, auch das kann eine Metapher sein. – „Bald trifft das Jahr der zwölfte Schlag. Dann dröhnt das Erz und spricht: Das Jahr kennt seinen letzten Tag, und du kennst deinen nicht.“ Zustimmung, Bestätigung. Ausnahmen seien der Selbstmörder und wer hingerichtet wird und das Datum kennt. Aber das muss hier kein Einwand sein, es handelt sich doch um eine allgemeine Wahrheit, die hier im Haus in ihrer besonderen Aktualität gelebt wird.

**14. Dezember 2009:** Wie gesagt, hatte eine Bewohnerin dankenswerterweise vorgeschlagen, an

diesem Tag Erich Kästners Artikel „Sechsendvierzig Heiligabende“ vorzulesen. Zum ersten Mal gedruckt wurde dieser Text am 24. Dezember 1945 und zwar in der Kinderbeilage für „Die Neue Zeitung“. Diese Zeitung war im Oktober 1945 in München von der amerikanischen Besatzungsmacht gegründet worden. Sie bestand bis 1955. Erich Kästner wurde Ressortleiter des Feuilletons und der Kinderbeilage. In seiner Sammlung „Der tägliche Kram. Chansons und Prosa 1945 – 1948“ (zuerst Weihnachten 1948 erschienen) stellt Kästner seinem Text „Sechsendvierzig Heiligabende“ ein kleines Vorwort voran: „Hier wäre allenfalls darauf hinzuweisen, dass dieser Abend für Millionen Deutsche gleich schmerzlich verlief und dass das Feuilleton nur deswegen geschrieben wurde.“

Also der erste Heiligabend nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Das Thema passte zu unseren Gesprächen über Erinnern, Gedenken, Vergessen. Was könne man an einem solchen ersten Nachkriegs-Heiligabend besser tun, als sich zu erinnern. So füllt Erich Kästner, am 23. Februar 1899 geboren, seinen Artikel mit Geschichten von Heiligabenden, die er bisher in seinem Leben verbracht hat. „Fünfundvierzigmal hintereinander hab ich mit meinen Eltern zusammen die Kerzen am Christbaum brennen sehen. Als Flaschenkind, als Schuljunge, als Seminarist, als Soldat, als Student, als angehender Journalist, als verbotener Schriftsteller. In Kriegen und im Frieden. In traurigen und in frohen Zeiten. Vor einem Jahr zum letztenmal. Als es Dresden, meine Vaterstadt, noch gab. Diesmal werden meine Eltern am Heiligabend allein sein.“

Seine Eltern sind in Dresden, er ist in München. Dresden ist in der Nacht vom 13. auf den 14. Februar 1945 bombardiert und zerstört worden. Ida und Emil Kästner hatten überlebt. Wir erinnerten uns an unsere Runde über Dresden und die wiedererstandene Frauenkirche. Kästner erzählt, wie seine Eltern wohl diesen Heiligabend verbringen werden. Erst gemeinsam im Vorderzimmer. Als der achtzigjährige Vater „klein und gebückt“ in sein Schlafzimmer gegangen ist, sitzt Erich Kästners geliebte Mutter „ganz einsam und verlassen“ da. „Später wird sie sich eine Tasse Malzkaffee einschenken. .... Und an die fünfundvierzig Heiligabende denken, die wir gemeinsam verlebt haben. An Weihnachtsfeste besonders, die weit, weit zurückliegen. In längstvergangenen Zeiten, da ich noch ein kleiner Junge war.“ So wird dann einige Jahre später, 1957, seine Biographie heißen, aus der wir auch schon gelesen haben, über Dresden nämlich und die Hommage an seine Mutter und auch eine Geschichte, die hier im Text zu den sechsendvierzig Heiligabenden vorkommt.

Nach der Lesung und einem Gespräch haben wir noch etwas Zeit. Dafür hat der Moderator noch eine Weihnachtsgeschichte von Erich Kästner mitgebracht: „Felix holt Senf“.

Am **18. Januar 2010** sahen wir uns wieder. Der Moderator hatte eine Schote mit herein gebracht, eine lange gewellte Hülsenfrucht, die noch neben vielen anderen unter dem hohen kahlen Baum im Innenhof lag. Niemand kannte den scheinbar exotischen Baum. Wir wollten seinen Namen aber

herausfinden, auch als kleine Aufmerksamkeit zur Natur- und Lebensfreude, wie sie uns bei Gottfried Keller begegnen werde.

Eine Bewohnerin hatte nämlich noch einmal an Gottfried Keller und seine Gedichte erinnert. Der Moderator hatte eines mitgebracht, das sehr gut zum neuen Jahr passe. Das sollte sich bestätigen und wurde zur Anregung, dass wir uns noch mit zwei weiteren Gedichten von Keller (geb. 19. 7. 1819 in Zürich, gest. 16. 7. 1890 in Zürich) beschäftigen wollten.

„Die Zeit geht nicht, sie stehet still“, so beginnt Kellers Gedicht zur Zeit (ohne Überschrift). Mit einem ganz ungewöhnlichen Bild von der Zeit beginnt es also. Während wir sonst gern vom Fließen der Zeit sprechen und von ihrem Vergehen, wird die Zeit hier zu einem stillstehenden Zeitraum, in dem wir die Gehenden und Vergehenden sind. Einmal kommt in der 4. Strophe das Wort „Strom“ vor, aber es ist nicht genau zu erkennen, ob der Strom der Zeit oder ein Strom des Lebens gemeint ist. Besonders faszinierend fanden wir, wie Keller das Leben preist, das Glück, in der Welt aufgetaucht zu sein, dass er einen Liebesbrief auf das „weiße Pergament, die Zeit“ schreibt. Wenn ich ihn recht betrachte, kann ein Tag eine Perle sein, und hundert Jahre? Hier das ganze Gedicht:

Die Zeit geht nicht, sie stehet still,  
Wir ziehen durch sie hin;  
Sie ist ein Karawanserei,  
Wir sind die Pilger drin.

Ein Etwas, form- und farbenlos,  
Das nur Gestalt gewinnt,  
wo ihr drin auf und nieder taucht,  
Bis wieder ihr zerrinnt.

Es blitzt ein Tropfen Morgentau  
Im Strahl des Sonnenlichts –  
Ein Tag kann eine Perle sein  
Und hundert Jahre – Nichts!

Es ist ein weißes Pergament  
Die Zeit, und jeder schreibt  
Mit seinem besten Blut darauf,  
Bis ihn der Strom vertreibt.

An dich, du wunderbare Welt,  
Du Schönheit ohne End,  
Schreib ich `nen kurzen Liebesbrief  
Auf dieses Pergament.

Froh bin ich, dass ich aufgetaucht  
In deinem runden Kranz;  
Zum Dank trüb ich die Quelle nicht  
Und lobe deinen Glanz!

(1849)

Am **1. Februar 2010** konnten wir klären, wie der Baum heißt, der diese langen Hülsenfrüchte trägt, und zwar hatte die Dame an der Pforte die Lösung gefunden: es handelt sich um eine Gleditschie (gleditsia triacanthus), die außer diesen auffälligen Schoten auch auffällig lange und scharfe

Dornenbüschel trägt. – Dann setzten wir mit Gottfried Keller fort. Eine Bewohnerin hatte sich an einen Gedichtanfang erinnert: „So manchmal werd ich irre an der Stunde ...“. Der Moderator hatte das Gedicht gefunden und mitgebracht, einschließlich einer besonderen Entdeckung: das Gedicht gibt es in zwei sehr unterschiedlichen Fassungen, die wir uns beide vornahmen.

So werd ich manchmal irre an der Stunde,  
An Tag und Jahr, ach, an der ganzen Zeit!  
Sie gärt, sie tost, doch mitten auf dem Grunde  
Ist es so still, so kalt und zugeschneit!

Habt ihr euch auf ein neues Jahr gefreut,  
Die Zukunft preisend mit beredtem Munde?  
Es rollt heran und schleudert weit, o weit!  
Zurück euch, ihr versinkt im alten Schlunde!

O hätt den Hammer ich des starken Thor,  
Auf das Jahrhundert einen Schlag zu führen,  
Ich schlüg sein morsches Zeigerblatt zu Trümmern!

Tritt denn kein Uhrenmacher kühn hervor,  
Die irre Zeit mit Macht zu regulieren?  
Soll sie denn ganz in Staub und Rost verkümmern?

So manchmal irre werd' ich an der Stunde,  
An Tag und Jahr, ach, an der ganzen Zeit;  
Es gährt, es tost: doch mitten auf dem Grunde  
Ist es so still, so kalt, so zugeschneit.

Habt ihr euch auf ein neues Jahr gefreut,  
Die Zukunft preisend mit beredtem Munde?  
Es rollt heran und schleudert, o wie weit,  
Euch rückwärts! – Ihr versinkt im alten Schlunde.

Und dennoch kann die Hoffnung nie verlieren!  
Sind auch noch viele Nächte zu durchträumen,  
Zu schlafen, zu durchwachen – zu durchfrieren:

So wahr erzürnte Wasser *müssen* schäumen,  
Muß, ob der tiefsten Nacht, *Tag* triumphiren,  
Und sieh: schon bricht es roth aus Wolkensäumen!

Die ersten beiden Strophen der Sonette unterscheiden sich nicht so sehr. Wir schauten sie uns genau an. Der hauptsächliche Unterschied besteht zwischen den dritten und vierten Strophen. In der ersten Fassung spricht Keller in heftigem Zorn, möglicherweise angesichts der revolutionären Wirren von 1848? In der zweiten Fassung stimmt er den ermutigenden Lobgesang auf die Hoffnung an.

Zwischen den beiden Fassungen muss mit Gottfried Keller etwas geschehen sein. Vermutlich war es die Begegnung mit dem Philosophen Ludwig Feuerbach, durch die ihm die Liebe zum Leben, zum irdischen, neu erwachte. Hierfür gibt es ebenfalls ein Gedicht, eine Zeugenschaft sozusagen, denn Keller scheint von dieser Wandlung zu erzählen. Der Moderator hatte auch dieses Gedicht

mitgebracht und verteilt, so dass wir nun hören, lesen und besprechen konnten.

Ich hab in kalten Wintertagen,  
In dunkler, hoffnungsarmer Zeit  
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen,  
O Trugbild der Unsterblichkeit.

Nun, da der Sommer glüht und glänzet,  
Nun seh ich, dass ich wohlgetan!  
Aufs neu hab ich das Haupt bekränzet,  
Im Grabe aber ruht der Wahn.

Ich fahre auf dem klaren Strome,  
Er rinnt mir kühlend durch die Hand,  
Ich schau hinauf zum blauen Dome  
Und such – kein bessres Vaterland.

Nun erst versteh ich, die da blühet,  
O Lilie, deinen stillen Gruß:  
Ich weiß, wie sehr das Herz auch glühet,  
Dass ich wie du vergehen muss!

Seid mir begrüßt ihr holden Rosen  
In eures Daseins flüchtgem Glück!  
Ich wende mich vom Schrankenlosen  
Zu eurer Anmut froh zurück!

Zu glühh, zu blühh und ganz zu leben,  
Das lehret euer Duft und Schein,  
Und willig dann sich hinzugeben  
Dem ewigen Nimmerwiedersein!

(1849)

Am Ende unserer Runde kündigte der Moderator an, dass in zwei Wochen Rosenmontag sei, wir uns also erst am 1. März wiedersähen, und zwar zu einer besonderen Runde, der Moderator werde Abschied nehmen und dazu habe er sich etwas besonderes vorgenommen, nämlich die Einladung einer jungen Schriftstellerin, die nicht Gedichte schreibe, sondern Kurzgeschichten, und uns damit aufwarten werde.

### **1. März 2010**

Zum ersten Mal sei er schweren Herzens gekommen, bekannte der Moderator zu Beginn, aufgeregt sei er öfter gewesen – wegen der Offenheit der Veranstaltung, aber schweren Herzens nur heute, wegen des Abschieds. Da kam auch schon Herr Glasmacher mit Blumen und Wein – und wir begannen mit dem Abschiedsprogramm. Frau Barbarella Dura hatte einen besonderen Text „zum Abschied von Prof. Dr. Josef Fellsches aus dem Projekt Philosophieren im Altenzentrum Stammhaus Kaiserswerth“ verfasst, der konsequent den Titel trug „Hast du dafür Worte?“ Sie verlas den Text, und wir sprachen über ihn. Über das Staunen, über die Geistesblitze, über die Qualität unserer Veranstaltung und ebenso über die Qualität dieses Textes von Barbarella Dura. Alle bekamen ihn dann geschenkt. Frau Dura las noch eine Kurzgeschichte vor, ebenfalls aus ihrer Feder, solche Kurzgeschichten sind ihre poetische Stärke, der Titel hieß: Die Gitarre. Ein

unglaublicher Treffer von so etwas wie Resonanz zwischen einem Ehepaar, das sich abgemacht hatte, sich nie Geschenke zu machen. Aber er entschließt sich dann doch wie zufällig, ihr eine Gitarre zu schenken, und sie fragt flapsig und scheinbar ahnungsvoll, ob sie wohl zum Geburtstag eine Gitarre bekomme? Zum letzten Schluss hatte der Moderator noch einmal ein Gedicht mitgebracht, eines von Hermann Hesse, und als Abschiedsgruß vorgelesen, denn er wolle seine Teilnehmer/innen ja in den Frühling verabschieden.

Die ersten Blumen  
Neben dem Bach  
Den roten Weiden nach  
Haben in diesen Tagen  
Gelbe Blumen viel  
Ihre Goldaugen aufgeschlagen.  
Und mir, der längst aus der Unschuld fiel,  
Rührt sich Erinnerung im Grunde  
An meines Lebens goldene Morgenstunde  
Und sieht mich hell aus Blumenaugen an.  
Ich wollte Blumen brechen gehn;  
Nun lass ich sie alle stehn  
Und gehe heim, ein alter Mann.

Alle bedankten sich, Frau Schneider nachdrücklich und betonend, dass diese Veranstaltung gerade deshalb eine besondere im Angebot gewesen sei, weil sie die Teilnehmer/innen zur Mitarbeit und zum Weiterdenken angeregt habe.

© Josef Fellsches